

Eva S. Poluda

Der lesbische Komplex

Aufsätze zur psychosexuellen Entwicklung der Frau



Psychosozial-Verlag

Eva S. Poluda
Der lesbische Komplex

Das Anliegen der Buchreihe BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE besteht darin, ein Forum der Auseinandersetzung zu schaffen, das der Psychoanalyse als Grundlagenwissenschaft, als Human- und Kulturwissenschaft sowie als klinische Theorie und Praxis neue Impulse verleiht. Die verschiedenen Strömungen innerhalb der Psychoanalyse sollen zu Wort kommen, und der kritische Dialog mit den Nachbarwissenschaften soll intensiviert werden. Bislang haben sich folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert: Die Wiederentdeckung lange vergriffener Klassiker der Psychoanalyse – wie beispielsweise der Werke von Otto Fenichel, Karl Abraham, Siegfried Bernfeld, W. R. D. Fairbairn, Sándor Ferenczi und Otto Rank – soll die gemeinsamen Wurzeln der von Zersplitterung bedrohten psychoanalytischen Bewegung stärken. Einen weiteren Baustein psychoanalytischer Identität bildet die Beschäftigung mit dem Werk und der Person Sigmund Freuds und den Diskussionen und Konflikten in der Frühgeschichte der psychoanalytischen Bewegung.

Im Zuge ihrer Etablierung als medizinisch-psychologisches Heilverfahren hat die Psychoanalyse ihre geisteswissenschaftlichen, kulturalistischen und politischen Bezüge vernachlässigt. Indem der Dialog mit den Nachbarwissenschaften wiederaufgenommen wird, soll das kultur- und gesellschaftskritische Erbe der Psychoanalyse wiederbelebt und weiterentwickelt werden.

Die Psychoanalyse steht in Konkurrenz zu benachbarten Psychotherapieverfahren und der biologisch-naturwissenschaftlichen Psychiatrie. Als das ambitionierteste unter den psychotherapeutischen Verfahren sollte sich die Psychoanalyse der Überprüfung ihrer Verfahrensweisen und ihrer Therapie-Erfolge durch die empirischen Wissenschaften stellen, aber auch eigene Kriterien und Verfahren zur Erfolgskontrolle entwickeln. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wiederaufnahme der Diskussion über den besonderen wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse.

Hundert Jahre nach ihrer Schöpfung durch Sigmund Freud sieht sich die Psychoanalyse vor neue Herausforderungen gestellt, die sie nur bewältigen kann, wenn sie sich auf ihr kritisches Potenzial besinnt.

BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE
HERAUSGEGEBEN VON HANS-JÜRGEN WIRTH

Eva S. Poluda

Der lesbische Komplex

Aufsätze zur psychosexuellen Entwicklung der Frau

Herausgegeben von Elisabeth Imhorst und Werner Korte

Mit einer Einführung von Elisabeth Imhorst

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2022 Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG, Gießen

info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Louise-Elisabeth Vigée Le Brun, *Selbstporträt mit Tochter*, 1789

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

Satz: SatzHerstellung Verlagssdienstleistungen Heike Amthor, Fernwald

ISBN 978-3-8379-3142-6 (Print)

ISBN 978-3-8379-7873-5 (E-Book-PDF)

Inhalt

Der lesbische Komplex – Eva Poludas Theorie der psychosexuellen Entwicklung der Frau	7
<i>Elisabeth Imhorst</i>	
1 Das Wasser war viel zu tief	17
2 Freud und die Töchter	41
Versuch einer Emanzipation von patriarchalen Vorurteilen in der Psychoanalyse	
3 Der »lesbische Komplex«	87
Das homosexuelle Tabu und die Weiblichkeit	
4 Sexualität in der Gegenübertragung	141
5 Probleme der weiblichen homosexuellen Entwicklung	155
6 Die psychosexuelle Entwicklung der Geschlechter im Vergleich	185
7 Das Bild der lesbischen Frau in der Psychoanalyse	211
8 Trauer muss Elektra tragen	245
Bedingungen weiblicher Kreativität	
Weitere Arbeiten von Eva S. Poluda zur psychoanalytischen Interpretation von Literatur	275
Textnachweise	277

Der lesbische Komplex – Eva Poludas Theorie der psychosexuellen Entwicklung der Frau

Elisabeth Imhorst

Sexuelle Fragen werden immer in einem gesellschaftlichen Kontext unter dem Einfluss von aktuellen Themen im Rahmen zeittypischer Normvorstellungen und Mythen diskutiert und theoretisch reflektiert. Manche Theorien werden zunächst kaum aufgenommen und in ihrer Relevanz nicht erkannt, sie erweisen sich aber im Laufe der Zeit als fruchtbar und werden rezipiert. Dazu gehört Eva Poludas Theorie des lesbischen Komplexes und seiner Bedeutung für die weibliche Entwicklung, die sie über mehr als zehn Jahre weiterentwickelt und aus unterschiedlichen Perspektiven beschrieben und ausdifferenziert hat. Diese Theorie beeinflusst heute mehr als zum Zeitpunkt ihrer Entstehung den Diskurs sowohl über weibliches Begehren als auch über weibliche Identität (vgl. etwa Cassel-Bähr, 2013; Imhorst, 2019; Preis, Lahl & Henze-Lindhorst, 2021; Rudolf-Petersen, 2016). Es gibt deshalb ein wachsendes Interesse daran, ihre Veröffentlichungen in einem Buch zusammenzufassen und damit leichter zugänglich zu machen.

Eva Poluda wurde 1943 geboren. Sie hat in Köln Germanistik, Philosophie und Psychologie studiert und am Horst-Eberhard-Richter-Institut in Gießen, das damals noch nicht so hieß, aber von Richters psychoanalytisch-gesellschaftspolitischem Engagement geprägt war, ihre psychoanalytische Ausbildung absolviert. Anfang der 1990er Jahre übersiedelte sie nach Brühl, wo sie als Lehranalytikerin in der Köln-Düsseldorfer Arbeitsgemeinschaft der DPV engagiert war. In den 1990er Jahren hatte sie ihre wissenschaftlich produktivste Phase. Aus dieser Zeit stammen die hier erstmals zusammen veröffentlichten Aufsätze, die sie anfangs unter ihrem vollen Namen Eva S. Poluda-Korte und ab 1996 unter dem Autorinnennamen Eva S. Poluda veröffentlichte. Sie sind in diesem Buch in der Reihenfolge, in der sie erschienen sind, aufgenommen worden.

Feministin war Eva Poluda schon, bevor sie Psychoanalytikerin wurde. Gleichberechtigung und »Geschlechterdemokratie« (S. 205) lagen ihr

am Herzen. Sie suchte nach psychoanalytischen Theorien, die die weibliche Entwicklung als eine, wie sie es nannte, »eigenlogische« konzipieren konnten und Frauen zugestanden, Freuds »ödipalen Hafen« zu verlassen, um nach einem eigenständigen Weg in der Welt und in der Liebe zu suchen. Die Frauenbewegung wurde für Eva Poluda und ihre Generation ein »Vehikel«, diesen »ödipalen Hafen des Patriarchats zu verlassen« (S. 265).

In den ersten drei Aufsätzen – Kapitel 1 bis 3 – entfaltet Eva Poluda ihre Theorie des lesbischen Komplexes. 1990 schrieb sie in »Das Wasser war viel zu tief«: »Auch Freud konstruierte das Bild der Frau [...] als defizitäre, da penislose Version des Mannes ohne eigene Potenz, der Erfüllung nur als Objekt seiner Potenz durch selbstlose Hingabe zuteilwerden kann« (S. 20). Freud habe sich das aber

»nicht einfach ausgedacht, sondern sein Vorurteil über das weibliche Geschlecht wurde durch Beobachtungen gestützt, die er über Narzissmus und Masochismus der Frau zu seiner Zeit gewiss machen konnte, spiegelten sie doch den Versuch der Frauen, ihre Lebensbedürfnisse irgendwie mit dieser unglücklichen »Bestimmung« zu vereinbaren, um geliebt und akzeptiert zu werden« (ebd.).

Derlei differenzierte Analysen, die individuelle Symptome in einem gesellschaftlichen Kontext sahen, wurden damals innerhalb der Psychoanalyse oft als befremdlich, manchmal auch als »unanalytisch« (S. 18) empfunden. Zustimmung fand Eva Poluda zunächst in feministischen und gesellschaftspolitisch progressiven Kreisen sowie in der Sexualwissenschaft (DGfS). Ihre ersten Aufsätze wurden in feministischen Zeitschriften veröffentlicht und die Arbeit »Das Wasser war viel zu tief« erschien 1990 im *Konkursbuch* 24. Sie markiert das Ende des ersten Abschnitts von Eva Poludas wissenschaftlicher Entwicklung.

Gestärkt durch ermutigende Veröffentlichungen von Christina von Braun (1987), Marina Gambaroff (1984) und Christa Rohde-Dachser (1991) bekräftigte und erweiterte Eva Poluda 1992 in »Freud und die Töchter. Versuch einer Emanzipation von patriarchalen Vorurteilen in der Psychoanalyse« ihre Kritik an den traditionellen, defizitären Vorstellungen zur weiblichen Entwicklung, um den Blick auf die »Dynamik des Objektwechsels« bei Mädchen (S. 78) zu lenken. Über eine Neuinterpretation des berühmten »Dora-Falles«, Freuds erster homosexueller Patientin,

kam sie zu dem Schluss, dass enttäuschte homosexuelle Liebe zur Mutter eine größere Rolle bei der Hinwendung des Mädchens zum Vater spielt als der bisher dafür als entscheidend betrachtete Penisneid. Für diese Arbeit bekam Eva Poluda Anerkennung in der psychoanalytischen Community, wurde ordentliches Mitglied der DPV und Lehranalytikerin.

1993 veröffentlichte sie ihren inzwischen legendär zu nennenden Klassiker »Der ›lesbische Komplex‹. Das homosexuelle Tabu und die Weiblichkeit«. Darin entfaltete sie ihre Theorie des lesbischen Komplexes als die »zentrale Konfliktsituation für die weibliche Entwicklung« (S. 213).

»Das Wort ›lesbisch‹ hatte eigentlich im psychoanalytischen Diskurs nichts zu suchen. Eva Poluda wählte es, um die homosexuelle Dimension der Liebe zwischen Mutter und Tochter, aus der ›hintersten Reihe der Vorstellbarkeit‹ herauszuholen, die mit dem bis dahin verwendeten Begriff ›negativer weiblicher Ödipuskomplex‹ verbunden war. Der Clou an ihrer Begrifflichkeit war, dass es eben nicht nur um lesbische Frauen ging, sondern um Begehren zwischen Frauen als entwicklungsförderndes Moment, als unverzichtbarer Baustein bei der Entwicklung der Sexualität« (Rudolf-Petersen, persönliche Mitteilung; Mail vom 17.01.2022).

Kern der Theorie des lesbischen Komplexes ist die unvermeidbare »homosexuelle Zurückweisung der Mutter« bzw. »die lesbische Enttäuschung an der Mutter« (S. 92) ab Ende des ersten Lebensjahres. Wenn das Mädchen mit der beginnenden Getrenntheit und dem Gewährwerden der körperlichen Unterschiede die Geschlechterdifferenz realisiert und spürt, dass sein homosexuelles Begehren von seiner in der Regel heterosexuell lebenden Mutter nicht erwidert wird, muss das Mädchen nicht nur – wie der Junge – akzeptieren, dass es nicht *das* Liebesobjekt der Mutter ist; es muss darüber hinaus wegen des Homosexualitätstabus verkraften, »nie mehr die Liebespartnerin einer Frau [...] sein zu sollen« (S. 25). Diese Konfrontation mit der »heterosexuellen Verkehrsordnung« (S. 91) erlebt das Mädchen regelmäßig als eine entwertende Zurückweisung, sei es ihrer ganzen Person oder ihres körperlichen Geschlechts. Wie diese oft heftig empfundene, teils Hass auslösende Zurückweisung bewältigt wird, beeinflusst die weitere psychosexuelle Entwicklung des Mädchens entscheidend. Die Formulierung »lesbischer Konflikt« sei von ihr »vielleicht kontraphobisch krass« gewählt gewesen, schreibt Eva Poluda im Rückblick:

»Wiederholt bekam ich zu hören, man sei zwar sehr an meinen neuen theoretischen Überlegungen und plastischen Falldarstellungen interessiert, aber dieser drastische Begriff sei quasi übertrieben anschaulich und dadurch irgendwie schamverletzend, so dass Einladungen zu diesem Thema an psychoanalytischen Instituten nur schwer durchzusetzen seien. Das hat dazu geführt, dass ich den Begriff in späteren Publikationen etwas zurückgestellt und lieber vom frühen Ödipuskomplex gesprochen habe, den das Mädchen in der gleichgeschlechtlichen Position betritt« (2001, S. 28).

»Sexualität in der Gegenübertragung« aus dem Jahr 1993 – Kapitel 4 – basiert auf einem Vortrag, den Eva Poluda im Oktober 1991 auf der 17. Wissenschaftlichen Tagung der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung in Frankfurt am Main gehalten hat. Er handelt als einziger der in diesem Buch versammelten Aufsätze nicht vom lesbischen Komplex und nimmt insofern eine Sonderstellung ein. Eva Poluda widmet sich auch in dieser Arbeit einem heiklen, immer noch wenig diskutierten Thema, der sexuellen Erregung bei der psychoanalytischen Arbeit. Sie konzeptualisiert solche, oft als beschämend empfundenen körperlichen Reaktionen konsequent als sexuelle Gegenübertragung, die sich, sofern sie nicht abgewehrt, sondern anerkannt und durchgearbeitet werde, als »hochsymptomatisch« (S. 150) erweise. Voraussetzung ist die Bereitschaft der Analytiker*innen zur Gegenübertragungsanalyse. Eva Poluda beschreibt anhand von zwei eigenen Fallbeispielen, einem Mann und einer Frau, wie über solche körperlich-sexuellen Reaktionen mit Gewinn für die Patient*innen nachgedacht werden kann. Ein nach wie vor lesenswerter Beitrag – auch angesichts des aktuell viel diskutierten Themas »Der Körper in der Psychoanalyse« (vgl. Karacaoğlu & Stoupel, 2022; Leikert, 2022; Lombardi, 2022; Steinbrecher & Hartung, 2022).

In den Kapiteln 5 bis 8 entwickelt Eva Poluda ihr Konzept des lesbischen Komplexes weiter in differenzierten Überlegungen

- zur weiblichen Homosexualität,
- zum Vergleich der psychosexuellen Entwicklung von Mädchen und Jungen,
- zum Bild der lesbischen Frau in den Theorien führender Psychoanalytikerinnen und
- zu den Bedingungen weiblicher Kreativität.

Der Aufsatz »Probleme der weiblichen homosexuellen Entwicklung« wurde 1996 erstmals in Volkmar Siguschs Lehrbuch *Sexuelle Störungen*

und ihre Behandlung aufgenommen und bis zur vierten Auflage 2007 überarbeitet. Das Wort »Probleme« im Titel ist insofern irreführend, als Eva Poluda nicht nur die Probleme, sondern ebenso die Chancen lesbischer Entwicklungen beschreibt und dies explizit nichtdiskriminierend. Sie weist Annahmen über angeblich typisch lesbische Beziehungsprobleme zurück, etwa die oft beschriebene mangelnde Loslösung von der Mutter, wozu sie anmerkt: »Die weibliche Individuations-Problematik hat ganz generell mit Mutterfixierungen zu kämpfen und dreht sich entsprechend generell um die Lösung und Integration der Mutter-Beziehung, die allzu selten ganz gelingt« (S. 172) Auch »Neid auf das Organ des Vaters [...] kann bei beiden Geschlechtern nur als Ausdruck einer narzisstischen Störung begriffen werden und keineswegs als ein reguläres Phänomen, erst recht nicht als Spezifikum homosexueller Entwicklungen« (S. 161).

Lesbische Entwicklungen werden von Eva Poluda »(wie heterosexuelle auch) auf *drei verschiedenen Niveaus* beschrieben« (ebd., Hervorh. i. O.). Sie skizziert idealtypische reife, neurotische und frühgestörte Entwicklungswege, die wesentlich von der Bewältigung des lesbischen Komplexes abhängen. Das Mädchen kann die Aggression nach innen nehmen und mit einem strengen, frühen Über-Ich gegen das Selbst richten. Unter der Voraussetzung von Eltern, die ihre Tochter lassen können, bleibt ihm dagegen genügend Aggression zur Selbstbehauptung und in der folgenden autoerotischen Phase für die in der Fantasie »räuberische« identifikatorische Aneignung beider Geschlechter. Gelingt es dem Mädchen, das sexuelle Begehren beider Eltern phantasmatisch durchzuspielen, so kann es gestärkt in den Elektrakomplex gehen, dem in Eva Poludas Terminologie weiblichen Äquivalent zum Ödipuskomplex des Jungen.

»Bei homo- wie heterosexuellen Entwicklungen verlangt die Auflösung der ödipalen Bindung in jedem Fall eine hinreichend aggressive Potenz für die große Anstrengung der Trennungsarbeit als Entidealisierungsarbeit, die vor allem in der Adoleszenz vertieft wird. Diese Aggression kann die homo- oder heterosexuelle Tochter nur realisieren, wenn sie den Hass nicht abwehrt, den die Enttäuschung ihrer ödipalen Wünsche hervorruft, und die Schuld erträgt, den Vater zu ent-mannen, indem sie ihm die sexuelle Besetzung zugunsten der Peers entzieht und sich selbst als Subjekt ihrer Sexualität autorisiert« (S. 174f.).

Eva Poluda stellt, wie auch Christa Rhode-Dachser, weibliche Homosexualität als eine einheitliche Kategorie in Frage, siedelt sie auf einem Konti-

num an und weist darauf hin, »dass Homo- und Heterosexualität keine sich gegenseitig ausschließenden Alternativen darstellen, sondern der von Freud postulierten bisexuellen Disposition, der sexuellen Liebe zu beiden Eltern und der sich gegenseitig fördernden Dynamik der (positiven und negativen) Ödipuskomplexe entsprechen« (S. 176).

In »Die psychosexuelle Entwicklung der Geschlechter im Vergleich« aus dem Jahr 1999 vergleicht Eva Poluda die psychosexuelle Entwicklung von Mädchen und Jungen mit dem Fokus auf die durchaus *nicht* äquivalenten Entwicklungsaufgaben, die Mädchen und Jungen zu bewältigen haben und die sich aus der unterschiedlichen Stellung zum Primärobjekt (Mutter) und zum Sekundärobjekt (Vater) ergeben. Danach ist für Mädchen der lesbische Komplex bzw. der frühe Ödipuskomplex wegen der »doppelten Enttäuschung« (vgl. S. 190) an der Mutter schwerer zu bewältigen als für Jungen, für die wiederum der reife Ödipuskomplex, in dem sie endgültig auf die Mutter als sexuell begehrtes Objekt verzichten müssen, die größere Herausforderung ist.

In »Das Bild der lesbischen Frau in der Psychoanalyse« aus dem Jahr 2000 untersucht Eva Poluda verschiedene Theorien zur weiblichen Homosexualität daraufhin, welches Bild sie von lesbischen Frauen zeichnen. Sie beginnt mit einer kurzen kritischen Würdigung von Freuds zweiter Arbeit über die Behandlung einer jungen, homosexuellen Frau, »Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität« (1920a), den sie mit folgender Bemerkung abschließt:

»Obleich Freud also im Gegensatz zu seiner generell eher liberalen Einstellung zur (männlichen?) Homosexualität in dieser Behandlung womöglich daran scheiterte, einer jungen Frau ödipale Rivalität mit ihm als Vater zuzugestehen (eine Konstellation, die vielleicht das Leben seiner Tochter Anna bestimmte), *erkannte er die große Bedeutung der sexuellen Wünsche der Tochter gegenüber ihrer Mutter an*, wie kaum ein Analytiker nach ihm« (S. 215, Hervorh. i. O.).

Dann wendet sich Eva Poluda den zu ihrer Zeit neuesten psychoanalytischen Theorien zu, die 1974 in deutscher Übersetzung unter dem Titel *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität*, herausgegeben von Chasseguet-Smirgel, erschienen waren. Sie würdigt deren Verdienste, vor allem »die Integration des frühen Ödipus« (nach Klein) und die Anerkennung einer »frühen Repräsentanz der Vagina (nach Horney)« (S. 216), ehe sie kon-

statiert: »Mir scheint, dass hier bei dem Versuch der französischen Schule, das phallogozentrische Vorurteil zu überwinden, ein heterozentrisches Vorurteil untermauert wurde. [...] Das negative Bild der Frau, das mit diesem Buch überwunden werden sollte, wurde offensichtlich an die Lesbe weitergereicht« (S. 218).

Im Anschluss daran vergleicht Eva Poluda die Theorien zeitgenössischer Psychoanalytikerinnen (Joyce McDougall, Brigitte Halenta, Elaine Siegel, Judith Kestenberg) und auch ihre eigene Theorie zur lesbischen Entwicklung und kommt, Rohde-Dachser (1994, S. 835 u. 839) zitierend, zu dem Schluss,

»daß es *die* Homosexualität nicht gibt, sondern statt dessen eine Vielfalt von Formen und Erscheinungsweisen homosexuellen Verhaltens mit vermutlich unterschiedlicher Genese. Aus diesem Grund muß auch der Versuch fehlschlagen, eine psychoanalytische Theorie der Homosexualität zu formulieren [...]. Grundsätzlich kann die Homosexualität (ebenso wie Heterosexualität) [...] vielfältige Funktionen übernehmen. Sie steht damit (ebenso wie die Heterosexualität) im Dienst der Progression und nicht der Regression« (S. 238).

Die »gesellschaftlich produzierte Kategorie Homosexualität« (S. 239), schreibt Eva Poluda weiter, funktioniere als Container,

»in dem wir die Impulse und Potenzialitäten unterbringen, die wir im Verlauf unserer Sozialisation aus dem zur Verfügung stehenden Kontinuum als unerwünscht auszuschließen und zu tabuieren gelernt haben (vgl. Erdheim, 1984). Dass dabei so unterschiedliche Typen resultieren, verweist auf einen recht spezifischen Schatten, den jede individuelle Strukturbildung durch ihre eigenen Ausschlüsse wirft« (ebd.).

Demnach ist der »lesbische Typ einer Analytikerin [...] vermutlich verwandt mit deren nicht realisiertem lesbischen Potenzial und ihrer lebensgeschichtlichen Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Ordnung« (S. 240). Und hier schließt sich Eva Poluda ausdrücklich selbst mit ein!

»Trauer muss Elektra tragen. Bedingungen weiblicher Kreativität« aus dem Jahr 2003 ist der letzte Aufsatz in diesem Buch. Er basiert auf einem Vortrag, den Eva Poluda im April 2002 auf einem Frankfurter Symposium zum Abschied von Christa Rohde-Dachser als Professorin für Psychoana-

lyse gehalten hat. »Eva Poludas Artikel sollte man zweimal lesen«, schreibt Christa Marahrens-Schürg in ihrer Rezension für die *Psyche* (2005, S. 476), denn sie präsentiert in diesem Aufsatz ihre Theorie und ihre Art, psychoanalytisch zu denken, in hoch verdichteter Form, illustriert mit einer enormen Fülle an Beispielen aus der griechischen Mythologie, aus dem Talmud und der Bibel, aus der Literatur und der bildenden Kunst.

Ausgehend vom lesbischen Komplex als »Basis der Weiblichkeit« (2001) beschreibt Eva Poluda die Voraussetzungen für Kreativität. Antigone nimmt sie als Beispiel für eine Frau, die an den Vater inzestuös gebunden bleibt und den ödipalen Hafen der Beziehung zu einem Vater-Mann nicht verlässt, um sich sexuell gleichaltrigen Partnern zuzuwenden, und Elektra als Beispiel für eine Frau, der es gelingt, sich aus der inzestuösen Liebe zu lösen, sich von den Eltern ab- und Partnern ihrer Generation zuzuwenden, was »unbewusst wie ein Mord an ihnen erlebt« wird (S. 246). Diese »legitime elektrale Aggression«, schreibt sie, ist eine Voraussetzung dafür, »sich Lust und Erfolg herauszunehmen« (S. 260). Aber sie bedeutet nach Poluda eben auch den Verlust der kindlich töchterlichen Unschuld und impliziert die Notwendigkeit, die eigene Schuld anzuerkennen und zu betauern. Erst das eröffnet einen Weg zur kreativen Wiedergutmachung »jenseits des Paradieses« (S. 252).

Eva Poludas kenntnisreiche Begeisterung für Kunst und Literatur haben auch zu einigen literaturpsychoanalytischen Aufsätzen geführt, die in diesen Band nicht aufgenommen werden konnten. Interessierte Leser*innen finden Angaben hierzu am Ende des Buchs unter »Weitere Arbeiten von Eva S. Poluda zur psychoanalytischen Interpretation von Literatur«.

Dank gebührt Prof. Hans-Jürgen Wirth vom Psychosozial-Verlag, der schon sehr früh die Idee hatte, Eva Poludas Aufsätze in einem Sammelband zugänglich zu machen, und der, als ich mit derselben Idee Anfang 2018 auf ihn zukam, sofort seine Unterstützung zusagte. Eva Poluda hat dieses Projekt von Anfang an wohlwollend begleitet. Ihre Tochter Kaya P. Korte, Psychologin und Psychoanalytikerin, und ihr Mann Dr. Werner Korte haben mich in jeder erdenklichen Hinsicht unterstützt. Die kompetente Arbeit, die Nain Heiligers bei der Suche nach und der Prüfung von Zitaten und bei der Überarbeitung und Korrektur der Literaturlisten geleistet hat, war eine enorme Hilfe. Sabine Cassel-Bähr und Almut Rudolf-Petersen haben mir mit ihrer begeisterten Vorfreude auf dieses Buch Rückenwind gegeben. Und nicht zuletzt war die unkomplizierte Zusammenarbeit mit Frau Thun vom Psychosozial-Verlag eine große Freude.

Literatur

- Cassel-Bähr, S. (2013). »The first cut is the deepest«. Die Bedeutung des negativen Ödipuskomplexes für die Perversion der Frau. *Psyche*, 67(4), 330–358.
- Chasseguet-Smirgel, J. (Hrsg.). (1974). *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Erdheim, M. (1984). *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Freud, S. (1920a). Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität. *GW XII*, S. 271–302.
- Gambaroff, M. (1984). *Utopie der Treue*. Reinbek: Rowohlt.
- Imhorst, E. (2019). Wir wären so gerne eindeutig! Geschlecht – Gender – Identität. In I. Moeslein-Teising, G. Schäfer & R. Martin (Hrsg.), *Geschlechter-Spannungen* (S. 28–40). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Karacaoğlu, U. & Stoupel, D. (2022, in Vorb.). Abstand, Körper und Psychose. *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 85.
- Leikert, S. (Hrsg.). (2022). *Das körperliche Unbewusste in der psychoanalytischen Behandlungstechnik*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Lombardi, R. (2022). Könnte eine Fokussierung auf den Körper, als primäres Objekt der Psyche, das Unzeitgemäße des kleinianischen Paradigmas überwinden? *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 84, 205–214.
- Marahrens-Schürg, C. (2005). Unausprechliches gestalten. Über Psychoanalyse und Kreativität. Rezension. *Psyche*, 59(5), 475–477.
- Poluda, E. S. (2001). Der lesbische Komplex als Basis der Weiblichkeit. *Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik*, 18(2), 27–50.
- Preis, V., Lahl, A. & Henze-Lindhorst, P. (Hrsg.). (2021). *Vom Lärmen des Begehrens. Psychoanalyse und lesbische Sexualität*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Rohde-Dachser, C. (1991). *Expedition in den dunkeln Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Rohde-Dachser, C. (1994). Männliche und weibliche Homosexualität. *Psyche*, 48(9–10), 827–841.
- Rudolf-Petersen, A. (2016). WARUM und/oder WIE – Unterschiedliche psychoanalytische Konzepte weiblicher Homosexualität. *Journal für Psychoanalyse*, 57, 169–186.
- Sigusch, V. (Hrsg.). (2007 [1996]). *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung* (4., überarb. u. erw. Aufl.). Stuttgart, New York: Thieme.
- Steinbrecher, M. & Hartung, T. (2022). Die Körperreaktion des Psychoanalytikers. Grundlegendes Element der Gegenübertragung für die Erschließung schwer zugänglicher seelischer Zustände. *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 84, 91–117.
- von Braun, C. (1987). Männliche Hysterie – Weibliche Askese. In K. Rick (Hrsg.), *Konkursbuch 20: Das Sexuelle, die Frauen und die Kunst*. Tübingen: Konkursbuch-Verlag.

1 Das Wasser war viel zu tief

A und O

Wenn ich nun versuche, etwas über die Beziehung der Geschlechter untereinander zu sagen, so möchte ich zumindest mit einem Liebeslied beginnen und eine Strophe aus Leonard Cohens *Last year's man* (1971) übersetzen:

Manche Frauen warten auf Jesus
und manche warten auf Kain.
Deshalb häng ich an meinem Altar,
oder hol meine Axt wieder vor.
Und ich nehme sie, die mich findet
dorthin zurück, wo alles begann,
denn Jesus war ein Honigmond
und Kain nichts als ein Mann.
Und wir lesen aus süßen Bibeln
gebunden in Blut und Haut,
bis die Wildnis all ihre Kinder
zurückholt, wieder zu sich.

Die Dichter haben bekanntlich meist recht. Egal ob wir in der Liebe das Süße bevorzugen oder das Scharfe – wenn Mann und Frau sich diesem Gefühl ergeben, es aufeinander abgesehen zu haben, geraten sie in einen Naturprozess, der sie fast religiös in ihrem Dasein erschüttern kann und an ihre Anfänge zurückführen will. Die Verliebtheit ist eine Art natürlichen Wahnsinns, ein Sturm, der unsere Seele auf den Kopf stellt, bis er ebenso natürlich wieder verebbt.

Die Psychoanalytiker nennen diesen Prozess auch Regression und machen sich seine Dynamik zunutze, um die Verknotungen einer Seele

während der Übertragungsverliebtheit aufzulösen und Umstrukturierungen zu ermöglichen. Jede spontane Verliebtheit beinhaltet aber ebenso eine Übertragung unserer ersten Liebesobjekte auf den aktuell begehrten Partner sowie eine gewisse strukturelle Auflösung durch Externalisierung unserer inneren Objekte bzw. Ordnungsträger, und deren Projektion auf den Menschen, auf den wir verrückt geworden sind. In jeder Verliebtheit liegt die Chance einer Neuorientierung, sie entspringt einer Art Wiederholungsdrang aus der Hoffnung heraus, glücklichere Lösungen als bisher zu finden und die Objekte verändern zu können, bevor wir sie wieder in uns hineinnehmen. Dieser Chance steht die Gefahr einer destruktiven Wiederholung ehemaligen Unglücks entgegen, der Entgleisung zum Wiederholungszwang, wie Freud dies neurotische Phänomen benannt hat.

Nun können die gesellschaftlichen Ordnungen solche destabilisierenden Tendenzen wie die Verliebtheit nur in geringem Maße tolerieren und produzieren daher Normen und Vorschriften zur Beschneidung, Kontrolle und Kanalisation dieser anarchischen und revolutionären Potenziale. Die Unbehaglichkeit der Kulturen hängt mit ihren Institutionen zusammen, die die Elternübertragungen möglichst auf sich ziehen und zu fixieren trachten, um sich ihre Mitglieder gefügig zu machen. Wie ich beispielsweise den Aufzeichnungen meines Ur-Ur-Großvaters entnehmen kann, stand er Zeit seines Lebens im Kampf mit seiner schlimmsten Sünde: seine Frau mehr zu lieben als Gott (das institutionalisierte Elternprojekt).

Nun mag das zwar für heutige Ohren bizarr klingen – viel besser geht es uns deshalb aber nicht: Fast jeder von uns steht auch heute mehr oder weniger heimlich im Kampf mit den eigenen »Schwächen«, mit Impulsen, die er sich nicht erlauben mag, die Schuld- und Schamgefühle in ihm auslösen und Angst vor sozialer Isolierung. Darin gehorchen wir den gesellschaftlichen Forderungen heute wie eh und je so, wie wir als Kinder den Eltern gehorchten, um geliebt zu werden und uns gut zu fühlen. In meiner beruflichen Institution beispielsweise muss ich mich hüten, als »unanalytisch« aufzufallen.

Die Psychoanalyse solcher »Schwächen« (zu viel zu essen oder trinken, Eifersucht, Ungeduld, Empfindlichkeit, Jähzorn, Unpünktlichkeit, Faulheit, Geltungssucht, was immer!) fördert häufig darunter verborgene Sehnsüchte zutage, die denen der Ahnen gleichen: danach, sich gut zu fühlen, besser noch: geliebt zu werden, danach, sich frei zu fühlen, besser noch: sich wieder einmal richtig zu verlieben.

Nun ist der »holde Wahn« aber nicht nur bedrohlich für die interpersonellen Strukturen und wird daher gesellschaftlich reglementiert, sondern er wird auch von uns selbst als intrapsychische Gefahr erlebt, unsicher, verletzbar und ohnmächtig zu werden bzw. aus dem Gleichgewicht und in Konflikte mit der bisherigen Identität zu geraten. Deshalb arbeitet der Einzelne der gesellschaftlichen Begrenzung seines Liebeslebens gern in die Hände und hält Ruhe für die erste Bürgerpflicht – dabei lässt er seine Sehnsucht unter dem Einfluss der Abwehr zur Sucht verkommen und seine Tollheit zur Zwanghaftigkeit.

So wahrhaft wunderbar, verlockend und erhebend uns ein Liebesglück auch erscheinen mag, die damit verbundene ohnmächtige Auslieferung an mögliche Enttäuschungen fürchten wir häufig noch mehr. Deshalb versuchen wir uns vor allem gegen das Risiko der Ohnmacht und Verletzung zu schützen, indem wir Machtstrukturen zu unserer Sicherung aufbauen, Ordnungsstrukturen, die die Geschlechter einander verpflichten, und solche, die unser eigenes Geschlecht gegen das andere behaupten, im Sinne unserer narzisstischen Vorurteile.

Diese Strukturen schlagen sich in bildhaften Mythen nieder, die wir zu unserer Orientierung benutzen und nach Möglichkeit religiös absichern. Und da uns die Liebe dahin zurückführen möchte, wo »alles« begann, während wir fürchten, dies könnte auch unser Ende bedeuten, beschreiben die Mythen eine Ordnung des Anfangs, die uns trösten soll. Nun ist die Welt aber nicht so beschaffen, dass ihre Bestandteile ordentlich »aufgehen« könnten, sondern die Dynamik unseres Lebens schöpft gerade aus seinen antinomischen Spannungen und Paradoxien. Jeder Ordnungsversuch muss zwangsläufig aussortieren und die gewonnene Sicherheit mit Rigidität bezahlen. Das bedeutet Willkür und Unrecht gegenüber dem Lebendigen und fordert den kulturellen Wandel heraus, dem Aussortierten und Verdrängten wieder Recht zu verschaffen. Der Mythos über den Anfang, der unsere Angst vor dem Ende beschwichtigen sollte, zieht sein eigenes Ende nach sich.

Das A und O der Beziehungen zwischen den Geschlechtern heute wäre, den kulturellen Wandel gemeinsam zu vollziehen, und eine Dimension zu realisieren, die zu finden möglich scheint. Dafür müssten unsere Mythen auf ihren Abwehrcharakter hin analysiert werden, der von beiden Geschlechtern, wenn auch in unterschiedlicher Weise, getragen wird. Und beide Geschlechter müssten es wagen, sich ihre spezifischen Ängste und Sehnsüchte offensiv einzugestehen, um Neues entstehen zu lassen.

Mythen

Das Bild von den Geschlechtern und ihrer Beziehung zueinander, wie Freud es in den Anfängen der Psychoanalyse vermittelte, erscheint ganz in Einklang mit dem biblischen Schöpfungsmythos und somit der patriarchalen Tradition der jüdisch-christlichen Kultur. Hier begann die Welt durch Zeugung eines männlichen Gottes und die Existenz des Menschen entsprechend mit dem Mann Adam. Er war es, der sich die Frau gebär aus einem Teil seines Körpers, sie sollte ihm angehören und seiner Selbsterweiterung dienen, ihr Idealbild war Selbstlosigkeit. Auch Freud konstruierte das Bild der Frau als eines vom Manne abgeleiteten Wesens, als defizitäre, da penislose Version des Mannes ohne eigene Potenz, der Erfüllung nur als Objekt seiner Potenz durch selbstlose Hingabe zuteilwerden kann. In Freuds Augen konnte die Frau ihrer »Bestimmung« nur entsprechen, wenn es ihr gelang, den »natürlichen« Neid auf das Geschlecht des Mannes zu überwinden, ihre »Kastration« und Abhängigkeit von ihm anzuerkennen und auf die Klitoris als Lustorgan zu verzichten. Nun hat Freud sich das nicht einfach ausgedacht, sondern sein Vorurteil über das weibliche Geschlecht wurde durch Beobachtungen gestützt, die er über Narzissmus und Masochismus der Frau zu seiner Zeit gewiss machen konnte, spiegelten sie doch den Versuch der Frauen, ihre Lebensbedürfnisse irgendwie mit dieser unglücklichen »Bestimmung« zu vereinbaren, um geliebt und akzeptiert zu werden. Eine Alternative gab es kaum, für Gehorsam winkte kindliche Geborgenheit. Freud saß einem Mythos auf. Er bescheinigte der Frau die Infantilität, zu der sie sozialisiert wurde, als naturgegeben. Dass etwa zur gleichen Zeit Weiningers Buch über den »physiologischen Schwachsinn des Weibes« herauskam, zeigt, dass er dabei auch im Trend seiner Zeit lag.

Ich möchte Freud hier aber nicht schelten. Ich kann ihn schließlich weder für patriarchale Verhältnisse verantwortlich machen, noch ihm seinen Mangel an kulturellem Durchblick vorwerfen. Immerhin hätte es mir passieren können, wenn Freud nicht die Psychoanalyse erfunden und die Courage gehabt hätte, damit die Herrschenden zu beleidigen und die Denkenden zu provozieren, dass ich selbst heute keinen anderen Weg finden könnte, als zu versuchen, dem Bild des patriarchalen Mythos zu entsprechen, das Freud noch »natürlich« erschien.

Hier möchte ich auf den Mythos zurückkommen. Das patriarchale Wunschbild der Frau macht sie zum Kind des Mannes. Dass sie dabei als psychosexuelle Erwachsene zu kurz kommt, wird durch Religion und

Natur (Physiologie) gerechtfertigt. Auch Freud hielt die Frau für von Natur aus zu kurz gekommen. Der religiöse Mythos unserer Kultur schließlich, der Gott-Vater Adam erschaffen und ihm Eva aus der Rippe (dem Herzen?) ziehen lässt, impliziert die einfache Formel: Am Anfang war der Mann.

Obgleich nun jeder wissen kann, dass diese Botschaft so unwahr ist, wie des Kaisers neue Kleider im Märchen erlogen, so ist sie doch aus einem tiefen Wunsch heraus geboren worden, der auch dafür verantwortlich ist, dass ihr geglaubt wurde und wird. Zur Analyse dieses Wunsches muss ich etwas ausholen.

Das zu Beginn zitierte Lied spricht von der Liebe in religiösen Metaphern. Das ist so naheliegend, weil unsere Liebessehnsucht sich mit unseren religiösen Wünschen überschneidet, die der Sehnsucht entspringen, uns in einer göttlichen Macht so geborgen und glücklich zu fühlen, wie wir es als Babys manchmal im Arm unserer Mutter waren. Sie war ein Teil von uns, wir ein Teil von ihr, wir fantasierten, in ihrem Bauch ein- und ausgehen zu können, sie zu verschlingen und wieder hervorzubringen, mit ihr zu verschmelzen und aus ihr zu entspringen. Diese erste Liebe unseres Lebens ist nicht geschlechtsspezifisch und spielt sich nicht zwischen gleichberechtigten Partnern ab. Die Beziehung zwischen der großen Mutter, als dem Inbegriff aller Potenz, und dem narzisstischen Baby, für das nur die eigenen Bedürfnisse existieren, ist matrixsexuell und manifest befriedigend unter Dominanz oraler Modi.

Diese Beziehung ändert sich gegen Ende des ersten Lebensjahres, wenn die Individuation des Babys einen Schub erhält und es sich als von der Mutter getrenntes Lebewesen erfahren muss, wenn es den Vater realisiert und eine Ahnung vom Geschlechtsunterschied und der eigenen Zugehörigkeit zu einem Geschlecht gewinnt. Dies ist eine äußerst dramatische Wende in unserer Entwicklung, die nur gelingen kann, wenn das Baby gut ausgerüstet und verständnisvoll gesichert wird.

Die ubiquitäre Präsenz religiöser Bedürfnisse weist jedoch darauf hin, wie stark die Menschen an die vorherige frühe Glücksform fixiert bleiben. Der Widerstand unseres Narzissmus (der radikal egozentrischen Perspektive, dass sich alles um unser persönliches Glück drehen soll) gegen die Trennung von der Erfüllungsmutter und gegen die Umbildung unserer zwei-einheitlichen Existenzform in die Vereinzelung geschlechtsspezifisch voneinander unterschiedener Menschen in einem triangulierten Beziehungsverhältnis – der Widerstand gegen diesen Wandel hat eine in ihrem Ausmaß kaum abschätzbare und unerhört konservative Macht! Weil die

totalitären Ansprüche unseres primären Narzissmus auch von der selbstlosesten Mutter nicht zu erfüllen wären, bleiben wir immer auf einem Teil dieser Wünsche sitzen – je mangelhafter oder schiefgewickelter unsere Mutter-Kind-Symbiose darüber hinaus war, umso frustrierter wird unser Narzissmus auf Wiedervereinigung mit dem verlorenen Selbstobjekt bestehen.

Eine eindrucksvolle Darstellung von narzisstischer Wiedervereinigungswut hat Heinz Henseler (1983) in seiner Interpretation des *Moby Dick* geliefert: Captain Ahab verliert im Alter von einem Jahr seine Mutter, ein Trauma, das er nie verwindet. Die Verstümmelung seines Körpers durch Moby Dick (der Wal beißt ihm ein Bein ab, das dort wurzelt, wo auch das Glied seines sexuellen Begehrens sitzt) erlebt Ahab als Wiederholung seines Traumas (die Mutter hat ihm gefehlt wie ein Körperteil). In narzisstischer Wut und Verzweiflung verfolgt er den Wal bis zur Wiedervereinigung in beider (Liebes-)Tod.

Die Betrachtung der Frau als Organ des Mannes hat in den islamischen Gesellschaften beispielsweise zu der Vorstellung geführt, dass das Kind ausschließlich vom Mann produziert werde, indem es aus seinem Samen wachse wie die Ähre aus dem Korn, während die Frau nur den nährenden Mutterboden darstelle. Die Behauptung der alleinigen Männerzeugung und Verwandtschaft des Vaters mit dem Kind erscheint mir als die narzisstische Radikalisierung der Botschaft: »Am Anfang war der Mann«. Auch wenn schon immer jeder wissen konnte, dass es nicht stimmt, wird auf diese Weise der männliche Narzissmus zur Wirklichkeit erklärt: Der Mensch ist ein Mann, der sich fortzeugt, die Frau ist seine Nahrung, seine Beute, sein Gefäß, seine Umwelt, seine Materie. Der Mann muss sich nicht mehr fürchten, A und O des Lebens sind sein.

Der biblische Mythos erscheint mir differenzierter. Welche Wünsche kommen hier zum Ausdruck? Adam bekommt von einem grandios asexuellen Vater die Frau aus seinem Körper geschenkt wie ein Kind. Die Beziehung zwischen Adam und Eva im Paradies ist die der dyadischen Zweieinheit, der Vater als sexueller Partner der Mutter ist nicht existent, die Beziehung des Paares ist asymmetrisch wie das frühe Mutter-Kind-Verhältnis, nur, dass Geburt und Potenz nun dem Mann angehören, die Kindlichkeit der Frau.

Dies, so denke ich, ist die unserer jüdisch-christlichen patriarchalen Kultur zugrunde liegende Fantasie, die sich gerade auch in der psychoanalytischen Theoriebildung wiederfinden lässt. Der narzisstische Wunsch

des Sohns, in der Frau ein selbstloses Selbstobjekt zu finden, das wie die Mutter der Frühzeit zur Befriedigung seiner Wünsche da sein soll, ohne eigene Wünsche anzumelden, findet seine Verwirklichung in einer Umkehr der Macht- und Potenzverhältnisse von Mutter und Kind zwischen Mann und Frau. Die Potenz der frühen Mutter wird ihr geraubt und dem Mann zugeschrieben, von dem nun das Leben der Frau abhängt. Dadurch finden das Minderwertigkeitsgefühl und der Potenzneid des Kindes eine Genugtuung, vor allem aber wird sein narzisstisches Sehnen nach Absicherung der Unzertrennlichkeit durch eigene Macht erfüllt.

Den gleichen Prozess finden wir in der analytischen Theoriebildung zum Beispiel in der Vorstellung wieder, der Junge triumphiere durch seinen Penis über die »kastrierte« Mutter (Freud, Chasseguet-Smirgel), oder auch in dem persistierenden Terminus von der »phallischen« Mutter (seit Freud und Ruth M. Brunswick) in einem Zusammenhang, in dem ihre Potenz als Gebärende und Stillende gemeint ist. Am weitesten und unmissverständlichsten ist Grunberger gegangen, der Brust, Bauch und alle Bilder der Mütterlichkeit als eindeutig phallische Symbole requiriert. Die psychoanalytische Theoriebildung sitzt damit wieder einem Mythos auf, anstatt ihn zum Anlass einer Analyse zu machen.

Das spezifisch männliche Trauma des frühen Ödipuskomplexes, der den primären Narzissmus gegen Ende des ersten Lebensjahres ablöst, ist nämlich die Erkenntnis für den Knaben, niemals diese grandiose Potenz bekommen zu können, wie sie in seinen kindlichen Augen die Mutter besitzt, die Potenz, Leben geben zu können. Das Trauma des Jungen ist es, sich im Verlauf seiner Separation nicht völlig mit der Mutter identifizieren zu dürfen, sondern nur Partner der Frau mit einer anderen, neu entdeckten Potenz werden zu sollen, die erst mühsam über eine Beziehung zum Vater erworben werden kann, eine Beziehung, die von Anfang an dadurch kompliziert wird, dass der Vater als der wahre Sexualpartner der Mutter anerkannt werden muss.

Wirkliche Männlichkeit, als Identifizierung mit dem genital-potenten Vater, nach einer Phase der hinreichend erotischen Besetzung seiner Person, ist etwas tatsächlich Seltenes! Stattdessen versucht der Junge zum Beispiel darum herumzukommen, indem er sich doch mit der mütterlichen Potenz identifiziert, ihr Bild aber mit dem seinen vertauscht und die Mutter für »kastriert« erklärt.

Diese Unwahrheit sucht er dann durch Gegenbesetzungen der Wahrheit zu schützen, indem er sich mit »männlichem Protest« besonders unweib-

lich aufspielt. Im Grunde geht es ihm dabei aber darum, die narzisstische Illusion aufrechtzuerhalten, die Frau sei ein Stück seiner Selbst.

So stellt sich als der Witz des Patriarchats heraus, dass es mit dem Vater gerade herzlich wenig zu tun hat, sondern die narzisstische Mutter-Sohn-Symbiose unter Umkehr der Machtverhältnisse wiederherstellen möchte und sich gerade durch einen realen und symbolischen Mangel an Väterlichkeit und Männlichkeit auszeichnet. Das Idealbild unserer Kultur ist die Madonna mit dem Sohn, der die Welt beherrscht. Die Potenz und Rolle des Vaters wird verleugnet, wie wir an der armseligen Position des Josef in der Heiligen Familie ablesen können!

Dem entspricht des Weiteren ein Mangel an genital-sexueller Kultur, deren Entwicklung solange behindert bleibt, wie der narzisstische Widerstand gegen die Anerkennung unseres Getrenntseins und der Existenz zweier genitaler Geschlechter kaum überwunden herrscht. Wie sehr die Kulturen und wir in ihnen zur Verleugnung des Geschlechtsunterschiedes neigen, als narzisstische Abwehr des Ödipuskomplexes und damit verbundener Schuld, Trauer und genitaler Sexualität, kann gar nicht genug betont werden! Das Elend unerfüllter Sexualität zeigt sich durch das Vorherrschen prägenitaler dyadisch-konkretistischer Fixierungen, die zu übermäßigen archaischen Ängsten der Geschlechter voreinander führen, zum Beispiel in den bizarrsten Kastrations- und Penetrationsängsten oder deren Abwehr durch sexuelle Oberflächlichkeit oder Gleichgültigkeit. Die unserer Gesellschaftsform immanente Verführung zum Konsum, als Ausweichen in eine platt-konkretistische Ersatzbefriedigung, erschwert uns erst recht die Transzendenz in einen triangulierten Raum.

Die ödipale Triangulierung fügt uns die leidvolle Erkenntnis zu, vor der wir die Augen verschließen möchten, dass wir von der Sexualität der Eltern ausgeschlossen sind. Die bestehende Behinderung unserer Fantasie-, Symbolisierungs-, Beziehungs- und Rauschfähigkeit lässt sich nur überwinden, wenn wir die Sexualität der Eltern endlich widerstandslos anerkennen. Und eine reversible Regressionsfähigkeit, als Bedingung für eine erotisch-erfüllte (genitale) Liebe, lässt sich nur erwerben, wenn wir die paritätische Existenz zweier Geschlechter mit verschiedenen Organen so verinnerlichen, dass sie unser unbewusstes seelisches Körperschema regiert.

Der biblische Mythos schildert seinerseits auch das Ende des symbiotischen Paradieses durch das Auftreten genitaler Sexualität. Er stellt diese Entwicklung allerdings aus narzisstischer Perspektive als Unglück, Verlust und Sünde dar, die uns das narzisstische Paradies der Schmerz- und Zeitlo-

sigkeit kostet und Tod, Geschlechtsverkehr, Zeugung, Geburt und Arbeit als Strafe in die Welt bringt. Freude über den Gewinn von Lust und Liebe, Erkenntnis und Wandlung kommt dabei nicht auf. Der Mann Adam bekennt sich nicht zur Lust seines männlichen Organs, der Schlange, sondern versucht sich unmännlich seiner Verantwortung für sein sexuelles Begehren zu entledigen, indem er sich als Opfer hinstellt, als kastrierter Depp, und die Sünde auf den Teufel in der Schlange projiziert, und es Eva verübelt, dass sie sich verführen lässt, aus ihrer Selbstlosigkeit zu treten und eigene Lust anzumelden, die ihn verführt ... Oder ist Adam der kleine Junge, der mit der sexuellen Anziehung der väterlichen Schlange für die Mutter nicht fertig wird?

Wie dem auch sei, wir können getrost davon ausgehen, dass die Mechanismen der Herrschaft immer von beiden Parteien getragen werden, und uns fragen, in welcher Weise Eva mitspielte, und wie es ihr ging und geht, wenn sie Erkenntnis und Spielraum für sich, kurz: »Liebe« suchte. Zunächst liegt auf der Hand, dass die Frau das gleiche (neurotische) Interesse wie der Mann an Wiederherstellung einer symbiotischen Zwei-Einheit haben kann, und dies insbesondere, da weibliche Kinder im Patriarchat tendenziell weniger erwünscht und narzisstisch befriedigt werden als männliche. Außerdem hat beim Mutter-und-Kind-Spiel natürlich auch die Kinderrolle etwas für sich: Wer gehorcht, wird zwar nicht ernst genommen, dafür aber versorgt und in Maßen geliebt. Dabei scheint die Frau besonders narzisstisch zu sein, weil sie ständig um die Wahrnehmung ihrer Perspektive kämpfen oder betteln muss, während der Mann entscheidet, was ihm passt.

Evas Trauma beim Verlust der narzisstischen Illusion gegen Ende des ersten Lebensjahres ist es, nie mehr die Liebespartnerin einer Frau (wie der Mutter) sein zu sollen, sondern das »Objekt« wechseln zu müssen. Dafür darf sie sich identifizieren. Wenn sie aber sowohl vom Objektwechsel als auch von der Identifizierung mit der Mutter überfordert ist (den Aufgaben des frühen Ödipuskomplexes), bleibt sie in ihren narzisstischen Reparaturforderungen stecken und sucht im Vater die bessere Mutter. Folge ist eine übertriebene Idealisierung des Mannes, Penetrationsangst und eine aggressiv-sexuelle Hemmung ihm gegenüber. Diese regressive Lösung wurde kulturell gefördert, indem die Frau in die Kinderrolle gedrängt wurde, bei einem Mann, der die Mutterrolle einnimmt. Eine solche Frau wird psychosexuell so wenig erwachsen-weiblich, wie der entsprechende Mann mit der Komplementärneurose erwachsen-männlich werden kann. Sie bleibt unbe-

wusst infantil-matrisexuell oder latent homosexuell fixiert und hasst dabei häufig ihr Geschlecht aus Wut auf die Mutter, von der sie sich ungeliebt verlassen fühlt, ohne sich durch Frauenliebe narzisstisch trösten zu dürfen. Sie macht also auch aus Enttäuschung an der Mutter mit dem Patriarchat gemeinsame Sache, passt sich dessen Bildern an, in der Hoffnung, beim Vater-Mann doch noch die entgangene Mutterliebe zu finden, an die sie narzisstisch fixiert ist und entwickelt als Ausdruck ihrer Selbstentfremdung eben jene kindlichen und ressentimenthaften Charakterzüge, die ihr nachgesagt werden.

Und wie ging es den (seltenen) Frauen, die – narzisstisch hinreichend stabil – die Triangulierung realisierten und sich mit der Mutter zu identifizieren und den Mann als Sexualpartner zu begehren lernten? Wie ging es Frauen, die sich wirklich schwer in einen Mann verliebten und von dem damit verbundenen regressiven Prozess erfasst wurden? Da eine solche Frau als erwachsene sexuell-begehrende Frau in der traditionellen Kultur nicht vorgesehen ist, gab und gibt es wenig Orientierung für sie. Überall stößt sie noch heute eher auf Entmutigung, Ablehnung und Warnungen als auf moralischen Rückhalt und kulturelle Bestätigung. Sich der Regression bzw. der Liebe, ohne kulturelle Sicherung zu ergeben, bedeutete früher häufig wirklich eine große Portion Masochismus (man denke nur an Effi Briest) – diese Regression bzw. Liebe abzuwehren, um das eigene Ich zu retten, bedeutete hingegen häufig, eine Hysterie als Ausdruck panischer Angst vor der Liebe zu entwickeln.

Inzwischen hat sich zwar vieles zugunsten der Frau verändert, vor allem durch den Feminismus und die heutige Frauenliteratur, aber eine Kultur, die den Frauen beim Umgang mit der sexuellen Liebe so hilfreich beistehen würde, wie inzwischen wieder beim Gebären, ist erst sehr zaghaft im Wachsen begriffen.

Zunächst einmal hat sich so etwas wie ein »weiblicher Protest« gegen die der Frau zugedachte infantile Rolle formiert. Der bestehende Mythos wurde auf den Kopf gestellt, und dies zuerst von männlicher Seite. Bachofen erkannte, dass der patriarchale Mythos die Besessenheit von einer Vorstellung impliziert, die ständig verleugnet und bekämpft werden muss: die Angstvorstellungen von einer natürlichen Überlegenheit der Frau. Dieses verborgene männliche Minderwertigkeitsgefühl gründet in der realen Erfahrung jeden Mannes, die er zu Beginn seines Lebens in der Zwei-Einheit mit der Mutter machte. Bachofen schloss daraus, dass die patriarchalen Gesellschaften eine Reaktion auf ursprünglich matriachale Gesellschaften